

Die trotzigen Elegien einer nicht volkseigenen Dichterin

Windsbraut Hoffnung

Lyrik aus der DDR: Sarah Kirschs neuer Gedichtband Rückenwind

Von Rolf Michaelis

Aus der ZEIT Nr. 12/1977 11. März 1977, 8:00 Uhr

Von Rolf Michaelis

Niemand muß in dem neuen Gedichtband von Sarah Kirsch [<https://www.zeit.de/thema/sarah-kirsch>] zwischen den Zeilen lesen. Mit Meisterschaft – und Diskretion – gelingt der 1935 in Limlingerode im Südharz geborenen Dichterin der DDR Einführung privater und politischer Themen, Gleichlauf von Bewegungen in der Natur, und in der Gesellschaft, Spiegelung innerer Vorgänge in äußeren Erscheinungen. Nie werden die Verse "allgemein", pseudo-poetisch verschwommen; konkret sind sie auf Zeit und Welt dieser Dichterin bezogen, auch wenn Sarah Kirsch Traumlandschaften entwirft oder durch Märchenwälder: schweift. Mit diesem neuen Buch ist Sarah Kirsch auf dem besten Weg dazu, *die* Lyrikerin der DDR zu werden, ohne deshalb volkseigene Dichterin zu sein –

Sarah Kirsch: "Rückenwind", Gedichte; Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, 1977; 74 S., 9,- DM.

Dabei sind die 64 Gedichte des Bandes alles andere als von jener Üppigkeit der Bilder, jenem Wohllaut, die gewöhnlich erwartet werden, wenn ein Gedicht "schön" genannt wird. Solcher Eingängigkeit und ästhetischen Glätte arbeitet Sarah Kirsch entgegen. Ihre Verse sind nicht sangbar wohlklingend, sondern bis in Ton und Schriftbild umgangssprachlich geprägt.

"Ich höre Bach und Josephine Baker das ist ein Paar", lautet eine Zeile aus einem früheren Gedichtband [<https://www.zeit.de/thema/gedichtband>]. In einem anderen Band finden wir das Gespann "Orpheus/begleitet Frau Callas". Mit derselben Sicherheit, wie hier über Mythos und Moderne, Geschichte und Gegenwart verfügt wird, zwingt die Autorin auch in ihrem neuen Buch, und jetzt bis in die allen Regeln der Rechtschreibung spottende Orthographie, Gegensätze zusammen. Da lesen wir in altertümelnder Schreibung, den Bibelklang, leicht ironisch, auch fürs Auge weckend: "Einer / Sey / Des andern Stab", oder sehen, wirklich "alt", auf einer englischen Whisky-Flasche einen Löwen, "gelbes änglisches Wappen-Thier, alt / Spitze Zähne". Gleich daneben

erklingt *"ne süße Schopenhowsche Musik"*, wird wie vom Tonband eines Dokumentar-Poeten der Satz abgespult, der in einem der Potsdamer Schlösser mit verschämter Umständlichkeit über einen in Tier- und Menschenwelt natürlichen Vorgang berichtet: *"Nachm Krieg / War hier alles öde und Ratten und Mäuse / Warn beim Begatten in diesen Stuck-Ornamenten."* Ein *"Männliches Steinbild im Park"* von Wiepersdorf, wo die auch andere Männer als nur den Dichter-Gatten anschwärmende Bettina von Arnim zu Hause war, darf mit märkisch maulfauler Diktion über moderne Damen räsonieren: *"Was die nicht mehr / Können und alles vermögen! / Die trennn sich / Dreimal im Leben von Diesem und Jenem"* – in den drei n des Wortes dreimalige Trennung beschwörend.

Wenn in dem ebenfalls in Wiepersdorf, dem ehemaligen Arnimschen Gut und jetzigen Schriftstellerheim, geschriebenen Mitternachts-Gedicht die Schlußzeilen so lauten: *"... und fluche / Du Schönhäutiger Schwacher Verfucker / Dichselberliebender schöngraues / Schielendes Aug ach geh weck"*, so sammeln sich in dem (das "weiche g" der Grammatik verdrängenden) Explosionslaut ck Trotz, Wut und Lebensmut einer vom schönen Geliebten (nur) träumenden Frau. Die. ungewöhnliche, phonetische Schreibung ist mehr als nur Stolperstelle fürs Auge des an schnelle Lektüre gewöhnten Lesers: Hier wird, bis in die Orthographie, das Besondere, das Neue dieser Gedichte erfahrbar. Denn unüberhörbar ist in diesen neuen Versen die Melodie der Trauer [<https://www.zeit.de/thema/trauer>]. Anders aber als etwa in den Gedichten Reiner Kunzes, die auf einen Ton der Resignation gestimmt sind, setzt Sarah Kirsch ihren Klagen ein lebenswilliges "Dennoch" entgegen. Was sie schreibt, sind – nicht der Versform nach, sondern nach Geist, Charakter und stilistischer Tonlage – Elegien, was für die Griechen "Trauergesänge" waren.

Aber: es sind trotzig Elegien. Kein selbstgenießender Laut sentimentaler Wehmut weicht die (zumeist nur wenige Zeilen umspannenden) elegischen Gedichte auf. Da macht nicht jemand in Trauer, sondern besteht darauf, daß dies auch zur vollen Lebenswirklichkeit gehört (was in Ländern, über denen von morgens bis mitternachts die Sonne des Sozialistischen Realismus strahlt, leicht als Pessimismus oder Dekadenz verdächtigt wird): Daseinstraue, Klage über Alter, Verfall, Tod.

Großer Augenblick beim Lesen von Sarah Kirschs neuen Gedichten: wenn sie gerade dann in daktylischen Hexameter-Rhythmus fällt, der nach der Poetik das Wesen der Elegie bestimmt, wenn sie unüberhörbar von sich selber spricht, wie also Sprache des Herzens geborgen, verschleiert und – legitimiert wird durch das Gattungsmerkmal der Elegie:

... Ach ich gedenke

*Der rührenden Zeit, als fast eines Bruders Zärtliche Hand mich morgens geweckt
hat*

und fröhlich

Ein Tag der Zwilling des vorigen war. Was bin ich

Inzwischen umhergefahren. Und eifrig

*War ich bemüht, Apollon zu fassen und gleichfalls Ein hübsch klopfendes
menschliches Herze erbeuten – Vergebens. Deshalb*

*Hab ich nur mich, einen winzigen Knaben und die sich mehrende Anzahl der Jahre
und hin und wieder*

Schön schwimmendes Wolkengetier

Charakteristisch ein auf den ersten Blick ganz unauffälliges Wort: Ein Tag war des anderen "Zwilling". Zwillingsformeln, Doppelungen, Wiederholungen sind, neben Stabreim und Assonanz, eines der wichtigsten Struktur-Elemente der neuen Gedichte. Hier wird private und politische Verkettung erkennbar. Denn wie Menschen zwar allein leben müssen, doch mit der Sehnsucht nach dem andern, dem zweiten, dem "Zwilling" des Glücks, so kommt Trauer, kommt Tod indas einst Deutschland genannte *eine* Land, weil es in zwei Teile gespalten ist.

"Lieber zu Zweit verhungern als Einzeln / In goldenen Wagen spazieren fahren" – so beginnt das Gedicht mit dem Titel, der über vielen dieser Verse stehen könnte: "Zu zweit".

Bezeichnend die beiden nächsten Wörter – eine Zwillingsformel: "Gefahren Gefahren überall für unsere / Treuen unbescholtenen Seelen." Dem (scheinbaren) Glückwort "fahren" (in goldenen Wagen) wird ein böses Echo in dem Wort ("Ge)fahren", das wiederholt werden muß, weil die Gefahren beiden "treuen... Seelen" drohen, ja weil sie Gefahren nur für beide zusammen sind, solange noch das Gefühl der Verbundenheit lebendig ist, nicht schon jeder für sich vegetiert.

Liebeslied? Auch; aber eines, um das die mit sparsamsten Mitteln arbeitende, politisch bewußte Autorin einen Hallraum vieler Bedeutungen legt.

Wortwiederholungen können schlicht lautmalerisch sein, das Kra-Kra der Totenvögel heraufrufend wie in dem Vers "Raben! Raben!", mit denen das Gedicht "Eine Zeit" endet; sie können auch, wie mit geschlossenen Augen gesprochen, eine schöne Vergangenheit zur Gegenwart machen, so wenn Sarah Kirsch, der (wie den meisten Bürgern der DDR [<https://www.zeit.de/thema/ddr>]) jede Auslandsreise ein Erlebnis, kein gelangweilt unternommener Trip ist, sich an

eine Fahrt in den Süden erinnert und den Ortsnamen wie eine Zauberformel wiederholt (*"Nach Nyons! Nyons!"*) und danach die für germanische Augen und Gaumen paradiesische Frucht: *"Oliven Oliven"*.

Häufiger aber ist die jede Beobachtung übersteigende Verlagerung einer in der Natur oder im Alltag bemerkten Verdoppelung oder Parallelität in die Zweieinigkeit einer höheren Wirklichkeit, die sofort in vielen Bedeutungen zu schillern beginnt – erotisch, traumhaft, politisch, wie in den vier Zeilen des Gedichts *"Die Überschwemmung"*. Es geht aus von der realen Wahrnehmung der *"schwarzen Spiegel"* trüber märkischer Gewässer, die über ihre Ufer getreten sind. Sichtbar werden plötzlich, verstörend: *"Doppel-Landschaften ... Die Wolke grüßt ihren Zwilling... Ein Stamm, zwei Kronen jeder Baum. / Dein Leib bin ich, du lächelst dir zu."*

Der Reichtum an Ausdrucks-Nuancen real geschauter Bilder macht die knappen, oft bewußt spröde sich gebenden Gedichte groß. Was ist der *"Stamm"* mit *"zwei Kronen"*? Nur ein Baum? Nicht doch – der folgende Vers liefert die Bestätigung – Gemeinschaft der Liebenden? (*"Dein Leib / Verschlüsselt in meinem"*, heißt es in dem Gedicht *"Bleib"*.) Noch während man dem sich über das erste legende zweite Bild nachsinnt, gleitet auch dieses weg unter einer nur noch politisch zu verstehenden Metapher. Erinnert man sich der Verse, die von *"zwei in eins"* und *"eins aus zwei"* sprechen, so drängt sich der politische Gehalt unabweisbar auf: *"Herzschöner wollen wir Julia und Romeo sein? / Der Umstand / Ist günstig, wir wohnen / Wohl in der gleichen Stadt, aber die Staaten / Unsere eingetragenen Staaten gebärden sich, meiner / Hält mich und hält mich er hängt so an mir wir / Könnten sehr unglücklich sein..."* In einem ihrer schönen Vogel-Gedichte (*"Der Milan"*) schaut Sarah Kirsch den *"wüsten Vogel ausgebreitet im Wind"* und fragt: *"Hat er dich / Im südlichen Auge, im nördlichen mich? / Wie wir zerrissen sind, und ganz / Nur in des Vogels Kopf ..."* Unüberhörbar die Anspielung auf Christa Wolfs berühmtes Titel-Bild vom *"Geteilten Himmel"*: *"Mein Himmel / Dehnt sich will deinen erreichen."*

Doch wäre es falsch, Klagen um einen lieben Menschen (*"weil der Freund mir / Abgetrennt ist und in fremder Welt"*) mißzuverstehen als Sehnsucht aus den historischen raum-zeitlichen Bedingungen, unter denen die Autorin und die leben, für die ihre Gedichte einen noch dringlicheren Ton haben als für Leser im Westen. Den anrufend (*"Schönaug Hoffnung"*), der in diesen Versen unter dem Märchen-Namen *"Schönweißer (und Rosenrot)"* lebt (*"Du Schönster Schneeweißler legst mir deinen Kopf in den Schoß", "Du Schönhäutiger ... schöngraues ... Aug ..."*) bekennt Sarah Kirsch sich zu ihrem *"Hier"* in dem gleichnamigen Gedicht, das die bürokratischen Formalitäten des Papierkriegs um Visa und Passierscheine für den grenzüberschreitenden Verkehr zusammenpreßt – und vom Tisch fegt – in dem einen Monsterwort:

"Grenzpaapiereachwas". So schlicht wie unmißverständlich danach der Schluß mit den drei einsilbigen, auf den einen i-Ton gestimmten Wörtern: "*hier bin ich*".

Was ist damit gesagt, wenn wir von diesen Versen als von Naturgedichten, von Liebes-Lyrik sprechen? Hier redet eine junge, Leben liebende Frau von sich, ihren Ängsten, Problemen ("*angewidert vom Pflichtbewußtsein*"), Wünschen, Hoffnungen – und erreicht gerade dadurch, daß ihre Worte auch auf andere zutreffen. Aus diesen kaum verschlüsselten Versen, die gleichwohl erst wiederholter Lektüre ihren sprachlichen, gedanklichen, symbolischen Reichtum preisgeben, ist über die Wirklichkeit des anderen Deutschland mehr zu erfahren als aus vielen wortreichen Studien.

Die zweiundzwanzig Gedichte des ersten Teils locken in das schmale Buch mit Gedichten im ironischen Bericht-Ton (von einem Dichter-Treffen in Jugoslawien, einem Ausflug zu einem Sommernachtsfest in Potsdam, einem Sommeraufenthalt in Wiepersdorf). Die zweiundvierzig Gedichte des zweiten Teils wagen den Schritt von außen nach innen.

Vogel und Spiegel, Wind und Wolken, Sonne, Mond und Himmel, Bäume (auf die man klettern kann) und die wechselnden Jahreszeiten sind, wie in den früheren Bänden, in immer neuen Bildern umworbene Pfänder für Wirklichkeit und Schönheit der Welt. Außer Arno Schmidt hat kaum ein zeitgenössischer Autor so wild schöne Metaphern für die Himmelserscheinungen Sonne, Mond, Wolken gefunden ("*der runde / Der Blechstern des Tags / Sitzt hinter Wolken verkeilt*").

In diesen scheinbar oft idyllischen, zumeist elegischen, verschwiegenen Gedichten tobt mehr als nur der im Titel aufgerufene Wind. Und der Leser wünscht, daß die Hoffnung dieser Windsbraut wahr werde: "*Selbst wenn die harten Hagelschläge mich treffen, der Donner... und hoffe / So über den Winter zu kommen in diesem Frühjahr.*"